

aus Ruanda



Stipendien-Aufenthalt in Nordrhein-Westfalen

vom 02. August bis 30. November 2010

Eindrücke von meiner Reise nach Deutschland

Von Dominique Uwimana

Nordrhein-Westfalen, vom 02. August bis 30. November 2010



Inhalt

1. Zur Person	584
2. Der Genozid in Ruanda	585
3. Erster Kontakt mit Deutschland	587
4. Das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung	588
5. Deutschkurs im Goethe-Institut	588
6. Reisen bildet und macht Spaß	589
7. Bei der Deutschen Welle: Eine internationale Erfahrung	591
8. Gedanken zur Integration in der deutschen Gesellschaft	592
9. Danke	593

1. Zur Person

Mein Name ist Dominique Uwimana. Ich bin am 10. Februar 1979 im Krankenhaus von Kigali, der Hauptstadt Ruandas geboren. Uwimana, mein Familienname, hat wie alle ruandischen Nachnamen eine spezifische Bedeutung. Das ist eine der Traditionen unseres Landes. Mein Nachname bedeutet „Gotteskind“. Aufgewachsen bin ich zusammen mit meinen vier Brüdern in Kigali. Nach dem Besuch der Grundschule absolvierte ich das Gymnasium in Kigali. Anschließend ging ich nach Butare, einer Stadt im Süden Ruandas um dort mein Hochschulstudium zu beginnen. Ich schrieb mich an der Fakultät für Journalismus und Kommunikation ein und studierte gleichzeitig Englisch im Fachbereich Moderne Sprachen. 2005 machte ich schließlich meinen Bachelorabschluss in Journalistik und Kommunikation. Worauf ich stolz bin ist, dass ich alle Prüfungen an der staatlichen nationalen Universität mit einem guten Ergebnis abgeschlossen habe. Das ist ein Glück, weil die privaten Schulen in Ruanda sehr teuer sind und mir deren Besuch nicht möglich gewesen wäre.

Seit meiner Kindheit habe ich immer gern anderen Menschen zugehört und versucht, ihre Meinungen zu verstehen und andere Ideen zu begreifen. Aber ich hatte und habe auch gern Diskussionen, wo zwar kontroverse Ansichten debattiert werden, es aber am Ende einen Konsens gibt. Wahrscheinlich bin ich ein klassischer Teamplayer; ich mag es, in Gruppen zu arbeiten, kann mich gut auf neue Personen und Meinungen einstellen und ich schätze es, dadurch immer mehr an Lebenserfahrungen zu gewinnen.

Ich kann nicht sagen, dass es schon seit meiner Kindheit mein Wunsch war Journalist zu werden. Die Realisierung solcher Wünsche ist in meinem Land von weitaus mehr Faktoren, Zwängen und Zufällen abhängig als in Deutschland. Erst recht, wenn die politische Lage instabil ist. Und das war sie in den Jahren meiner Schulzeit. Ich werde noch darauf zurückkommen. Nachdem ich sieben Jahre die Grundschule und sechs Jahre das Gymnasium besucht hatte, musste ich meine Fachrichtung am Gymnasium bereits für die nächsten Jahre wählen. Damals habe ich mich für die Mathematik und die Physik entschieden, aus dem praktischen Grund, dass diese Fächer in der Schulpolitik Ruandas als günstig galten, weil es auch Lehrer dafür gab. Aber der Krieg von 1990-1994 und der Genozid haben alles verändert. Nicht nur ich habe Familienmitglieder und Freunde verloren, sondern auch meine Orientierung in den Studien hat eine andere Richtung genommen. Die Schule hatte geschlossen und als sie wieder geöffnet wurde, war es schwierig. Nichts war mehr, wie es vorher gewesen war.

2. Der Genozid in Ruanda

Ruanda ist ein kleines Land mit grünen Hügeln und fruchtbarem Boden. Wegen seiner hügeligen Landschaft wird es auch das „Land der tausend Hügel“ genannt, doch in Wirklichkeit sind es weit mehr. Im Norden grenzt es an Uganda, im Westen an den Kongo, im Süden an Burundi und im Osten an Tansania. Geografisch zählt es zu Ostafrika. Seine Grenzen standen weitgehend schon in vorkolonialer Zeit fest und auch die einheitliche Sprache, das Kinyarwanda, ist für afrikanische Verhältnisse nicht typisch. Ruanda ist mit durchschnittlich 314 Einwohnern pro Quadratkilometer das am dichtesten bevölkerte Land des afrikanischen Kontinentes.

Von 1884 bis 1916 war Ruanda eine deutsche Kolonie, die bestehenden Herrschaftsstrukturen blieben aber weitgehend unverändert. Bis zur Unabhängigkeit im Jahre 1962 war Ruanda unter belgischer Verwaltung. Erst die Kolonialmächte definierten die gesellschaftlichen Kategorien der verschiedenen Volksstämme nach rassistischen Kriterien und einer relativ willkürlich definierten Wirtschaftsbasis. Die Bevölkerungsgruppe der Bauern (Hutu) war der herrschenden Elite der Nomaden und Viehzüchter (Tutsi) zahlenmäßig weit überlegen, doch die belgische Verwaltung bevorzugte zunächst die meist reicheren Tutsi, zu denen auch die traditionellen Eliten gehörten. Gemäß dem vielfach erprobten Prinzip „divide et impera“ änderte die belgische Verwaltung im Laufe der folgenden Jahre ihre Strategie und begann, die Hutu politisch zu fördern, bis diese 1959 die politische Macht übernahmen und die ethnische Segregation der Kolonialmächte übernahmen. Die ersten Vertreibungen, Fluchtwellen und Massaker waren die Folge. Sie waren die Vorboten einer Entwicklung, die 1994 im Genozid ihren Höhepunkt fand. Die geflüchteten Tutsi lebten überwiegend in den Nachbarländern. Als Exil-Ruander organisierten sie sich militärisch vor allem in Uganda in der Ruandisch Patriotischen Front (RPF). Um ihre Rückkehr zu erzwingen, besetzten sie im Oktober 1990 den Norden des Landes. Friedensverhandlungen unter internationaler Beteiligung führten 1992 zu einem Waffenstillstand und zum Friedensvertrag von Arusha, welcher allerdings nicht umgesetzt wurde. Radikale politische Kräfte in der Regierung und im Umfeld des Präsidenten Habyarimana waren nicht zur Kooperation bereit. Die politische Führung entwickelte Propagandastrategien, die darauf abzielten, die Antagonismen innerhalb der ruandischen Bevölkerung zu verschlimmern. In dieser Zeit hat man z. B. das Wort „Ruander“ benutzt für die Leute, die den Präsidenten unterstützten. Während das Wort „ibytso“ bedeutete „Mittäter des Feindes“, um die Tutsi-Minderheit und die Hutu-Opposition zu disqualifizieren. Zwischen Mitte Oktober 1990 und April 1994 hat das Regime Massaker organisiert, die den Tod von tausenden Tutsi und oppositionellen Hutu mit sich

brachte. Am 6. April 1994 wurde das Flugzeug von Präsident Habyarimana im Landeanflug auf Kigali abgeschossen. Wer für den Abschuss letztendlich verantwortlich war, ist bis heute nicht vollständig geklärt. Doch er war das Zeichen für den Auftakt zum Völkermord von April bis Juli 1994. In einer Periode von hundert Tagen wurden zwischen fünfhunderttausend und einer Million Tutsi und gemäßigte Hutu massakriert. Die RPF nahm die Kampfhandlungen gegen die Hutu-Regierung wieder auf und besiegte im Juli 1994 das den Völkermord organisierende Regime. Ich war 15 Jahre alt und lebte in einem traumatisierten Land.

Als die Schule wieder begann, Anfang 1995, gab es nicht genug Lehrer für alle Fächer, die meisten waren entweder tot oder geflüchtet. Und für die von mir gewählten Wissenschaften Mathematik und Physik war es am schlimmsten. An meiner Schule hatten wir nur für das Gebiet der Literatur Lehrer. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als mich neu zu orientieren und mich einem gänzlich anderen Wissensgebiet zuzuwenden.

So begann ich mich mit afrikanischer und europäischer Literatur zu befassen, nebenbei studierte ich Sprachen: Kinyarwanda, Französisch, Englisch und Kiswahili. Später habe ich noch Deutsch privat erlernt. Mit meinem Interesse, in Gruppe zu sein, andere Kulturen und die Welt kennenzulernen, hat mir das Gebiet der Sprachen sehr gefallen. Oft hörte ich die internationalen Radiosender wie z. B. Deutsche Welle, Radio France Inter, Voice of America, die BBC und andere Radiosender afrikanischer Länder. Hier entstand mein Traum Journalist zu werden.

Mit der neuen Regierung wechselte auch die offizielle Amtssprache von Französisch zu Englisch. Da ich bereits nach dem Gymnasium ein Jahr Englisch intensiv gelernt und auch den Englischkurs an der Universität erfolgreich absolviert hatte, konnte ich die Schule für Journalismus und Kommunikation besuchen. Das war ein weiterer Baustein meinen neuen Traum zu verwirklichen. In den vier Jahren meines Hochschulstudiums konnte ich die Basis meiner Bedürfnisse zur Verwirklichung meines Traumes erarbeiten. Ich wollte ein guter Journalist werden.

Nach dem Studium hat mich jedoch die ruandische Realität eingeholt und mir gezeigt, dass die ruandische Gesellschaft offensichtlich noch nicht dafür bereit war, von meinen erlernten journalistischen Fähigkeiten zu profitieren. Wobei ich die Schuld eher in der eingeschränkten Presse- und Meinungsfreiheit der öffentlichen Medien empfinde. Meine Arbeit als Journalist, jedenfalls das, was ich unter gutem und informativem Journalismus verstehe, wurde durch starke Zensur und Reglementierung seitens des staatlichen Radiosenders mehr als erschwert. Da ich meine erlernten Kapazitäten auch anwenden wollte, habe ich mich dazu entschieden das Lager zu wechseln, und bei einer unabhängigen Zeitung anzufangen. Davon überzeugt, dass jeder

ein Recht auf gute und professionell recherchierte Nachrichten hat, habe ich hier den Weg eines Berufsjournalisten eingeschlagen, weil ich hier meine Kenntnisse tatsächlich anwenden kann.

3. Erster Kontakt mit Deutschland

In Kimisagara, dem Stadtteil Kigali wo ich aufgewachsen bin, gibt es ein Zentrum für Jugendliche, das „Maison des Jeunes“. Dieses Zentrum wurde finanziert und erbaut durch deutsche Entwicklungshilfe. Mehr als 35 Organisationen sind hier untergebracht und bieten Aktivitäten für Jugendliche in mehreren Bereichen an, wie zum Beispiel Erziehung, Aufbau und Organisation zur beruflichen Selbstständigkeit, Sport, Managementkurse, usw. Die Organisation „ESPERANCE“ (auf deutsch: Hoffnung) für junge Sportler von Kigali, ist die einzige, die tägliche Aktivitäten und Dienste organisiert. Begründet im Jahre 1996, zwei Jahre nach dem Genozid, war es für uns Jugendliche in Kimisagara wichtig, Perspektiven für eine bessere Zukunft zu schaffen.

Als Kommunikationschef für ESPERANCE bin ich Ansprechpartner für alle Fragen der Öffentlichkeitsarbeit. Die Vermittlung von Werten in Gruppenarbeiten war von Anfang an unser Ziel. Zunächst haben wir Fußballspiele organisiert, in denen Hutu und Tutsi, also beide ruandischen ethnischen Gruppen, zusammenspielten. Wo sollten sie auch sonst spielen? Der Fußballplatz und das angeschlossene „Maison des Jeunes“, ist der einzige Ort weit und breit, an dem sich die Jugendlichen treffen können. Nach dem Vorbild des deutschen Projekts „Kickfair“ haben wir einen Straßenfußball entwickelt, der den Kindern außer dem Fußball auch soziale Kompetenzen näher bringen soll. Die Kinder sollen sich selbst und andere motivieren, Regeln einhalten, sie sollen lernen tolerant zu sein. Und weil das eben nicht nur in Deutschland, sondern auch in Ruanda, Brasilien und Argentinien mit Hilfe des Straßenfußballs gut funktioniert, haben Organisationen dieser vier Länder beschlossen, über ihre Arbeit einen Film zu drehen. „Together we can“ hatte bei der Fußball-Weltmeisterschaft 2010 Premiere. ESPERANCE ist außerdem in weiteren Partnerschaften mit deutschen Projekten seit dem Jahr 2000 aktiv, wie zum Beispiel „Streetfootballworld Berlin“, der Deutsche Entwicklungsdienst (ded) und die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (gtz) engagieren sich ebenfalls.

Nach meiner Arbeit bei der Zeitung, habe ich für zwei Jahre für das Programm „Weltwärts“ des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) in Ruanda gearbeitet. Hier hatte ich viele Kontakte mit jungen Deutschen, die nach dem Abitur für ein Jahr ins

Ausland gehen um dort in einem gemeinnützigen Projekt zu arbeiten oder sich anderweitig in sozialen Einrichtungen nützlich machen. Das waren meine ersten regelmäßigen Kontakte mit Deutschland. Als ich davon hörte, dass es Möglichkeiten gibt, diese zu intensivieren und auszubauen, wurde ich zusehends neugierig.

4. Das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung

Ich habe die Heinz-Kühn-Stiftung durch eine deutsche Freundin und Kollegin kennengelernt, die mein Leben nicht nur beruflich, sondern auch privat gut kennt. Sie hat für lange Zeit in meinem Land gelebt, und sie versteht, wie wichtig es nicht nur für mich, sondern für alle jungen Journalisten ist, sich weiterzubilden und internationale Erfahrungen zu sammeln. Sie hat mir empfohlen, mich bei der Heinz-Kühn-Stiftung zu bewerben. Zunächst habe ich im Internet viele Informationen über der Stiftung gefunden und mir auf der Homepage angesehen, welche Voraussetzungen man erfüllen muss, um ein Stipendium zu bekommen. Außerdem bemerkte ich, dass es bisher noch keinen Journalisten aus Ruanda gegeben hatte, der am Programm der Heinz-Kühn-Stiftung teilgenommen hat. Nun hatte ich einen neuen Traum und ich bemerkte, dass mein Projekt unter einem guten Stern zu stehen schien, denn zum Zeitpunkt, als ich mich mit der Bewerbung beschäftigte, war Frau Ute Maria Kilian gerade in Ruanda auf Besuch und wir hatten Gelegenheit, miteinander zu sprechen. Ich danke ihr sehr für ihre Hilfe und Unterstützung. Es war für mich eine große Freude diese Chance durch die Stiftung zu bekommen.

5. Deutschkurs im Goethe-Institut

Als ich im Goethe-Institut in Bonn angekommen bin, sprach ich erst sehr wenig Deutsch. Ich habe die Niveauprüfung gemacht und danach bin ich in A2.2 eingestuft worden. Natürlich wusste ich bereits etwas über die Grammatik und hatte auch schon ein gewisses Vokabular, mit dem ich mich verständigen konnte. Aber mir war klar, dass ich noch einen langen Weg vor mir hatte. Der Sprachkurs war sehr interessant und die Lehrer nett, engagiert und kompetent. Manchmal war es auch sehr anstrengend und ich musste aufpassen, um nicht mutlos zu werden, denn die Struktur der Sätze auf Deutsch unterscheidet sich sehr von der anderer Sprachen. Durch den Kurs im Goethe-Institut lernte ich, die Wörter zu organisieren, die ich bereits in dieser Sprache kannte und auch mein Vokabular zu erweitern. Zu Anfang

war die Deklination der Wörter auf Deutsch sehr schwierig zu verstehen. Aber mit der Zeit und nach vielen Übungen habe ich das nach und nach verstanden. Nominativ, Akkusativ, Dativ und Genetiv sind nicht einfach zu verstehen und noch schwieriger ist es, sie korrekt anzuwenden.

Mein Tagesablauf im Goethe-Institut hatte sich bald eingespielt und wurde zur beruhigenden Routine: Jeden Tag bin ich morgens um 7.00 Uhr aufgestanden. Weil mit Musik alles leichter geht, galt mein erster Gang zu meinem Laptop, um gespeicherte Musik vom Laptop zu hören. Danach habe ich geduscht und in der Cafeteria gefrühstückt. Wenn dann noch Zeit war, habe ich Radio gehört und Zeitung gelesen. Um 08.30 Uhr begann der Unterricht. Aus meinem Deutschunterricht kannte ich bereits das Begrüßen mit den Worten „Guten Morgen“ und das nächste was wir lernten war: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen“. In der ersten Pause um 10 Uhr habe ich dann meist Tischtennis mit meinen Mitschülern gespielt. Der Unterricht endete um 13 Uhr. Dann habe ich zu Mittag gegessen. Am Nachmittag habe ich dann Basketball mit anderen Leuten aus Bad Godesberg gespielt. Wenn es kein kulturelles Programm oder ein sonstiges Treffen mit den anderen Stipendiatinnen und Stipendiaten gab, habe ich abends meine Emails gelesen und beantwortet und mit meiner Familie per Internet geredet. Außerdem musste man einen nicht unbeträchtlichen Teil des Abends für die Erledigung der Hausaufgaben reservieren. Jeden Tag am Ende des Unterrichts gaben uns die Lehrer Hausaufgaben auf. Manchmal war es nur eine kurze Übungsaufgabe, meistens war es jedoch mehr. Die Hausaufgaben habe ich dann meist abends gemacht.

Doch ich lernte im Goethe-Institut nicht nur Deutsch, sondern noch etwas, das mindestens ebenso wichtig ist: Ich lernte viel über die unterschiedlichen Kulturen in anderen Ländern. Durch den Kontakt mit den anderen Studenten, die aus verschiedenen Ländern kamen, aus Spanien, der Tschechischen Republik, aus Costa Rica, Brasilien, Libyen oder Saudi-Arabien, um nur einige aufzuzählen, bemerkte ich, wie groß und vielfältig die Welt ist. Und vor allem, was es alles noch zu entdecken gibt! Zum Glück bin ich noch jung und erst am Anfang meiner beruflichen Karriere, aber es ist klar, dass ein Journalist mehr von der Welt kennen muss, wenn er darüber berichten möchte.

6. Reisen bildet und macht Spaß

Durch die Reise nach Berlin lernte ich mit Frau Kilian sehr viel von der Geschichte Deutschlands, vieles aus der Vergangenheit und wie sich Deutschland entwickelt hat. Unsere Besuche in den Museen mit Künstlern

aus aller Welt, der Besuch beim Deutschen Parlament, die Wanderungen durch die Stadt, alles trug dazu bei, mich einer anderen Welt zu nähern, weit weg von meinem Land. Zwar kannte ich Berlin schon von einem früheren Aufenthalt, aber damals war ich alleine unterwegs und überhaupt nur froh, mich nicht zu verlaufen. Jetzt hatte ich die phantastische Gelegenheit, die Stadt gezeigt zu bekommen und quasi en passant in die deutsche Geschichte einzutauchen. Unser Hotel lag im Westen der Stadt, und es war eine neue Erfahrung für mich, dass man einfach so in den Ostteil der Stadt fuhr, um beispielsweise einen Kaffee zu trinken. Lange haben wir darüber gesprochen, dass Berlin nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zu einer geteilten Stadt wurde und auch noch durch eine Mauer geteilt wurde. Das hat bei mir viele Fragen aufgeworfen. Durch viele Gespräche habe ich mittlerweile verstanden, was damals passiert ist. Aber ganz habe ich immer noch nicht verstanden, warum man ein ganzes Volk geteilt hat.

Gleichzeitig habe ich aber auch in so einer großen Stadt wie Berlin festgestellt, dass die Welt doch kleiner ist, als ich dachte. Denn in Berlin habe ich alte Freunde aus Ruanda wiedergetroffen und es war eine große Freude für mich, dass wir uns abends zum Essen trafen und unsere Freundschaft erneuern konnten. Gut gefallen hat mir auch, dass unser Hotel über ein kleines Schwimmbad verfügte. Es war schon immer mein Wunsch, endlich einmal richtig Schwimmen zu lernen und in Berlin habe ich mit Hilfe von Ute darin weitere Fortschritte gemacht.

Unsere nächste Reise, diesmal zusammen mit den anderen Stipendiatinnen und Stipendiaten, führte uns nach Weimar. Ich gebe zu, ich hatte noch nie etwas darüber gehört und war entsprechend gespannt. Im Internet recherchierte ich an den Abenden vor der Reise und las viel über diese kleine Stadt mit großer geschichtlicher Bedeutung. Weimar war für mich eine Quelle verschiedener Erkenntnisse: Literatur, Geschichte, Gesellschaft, individuelle und intellektuelle Entwicklungen. Johann Wolfgang von Goethe, Friedrich Schiller und andere Geistesgrößen haben mich in Weimar begleitet und geleitet. Wir besuchten verschiedene Museen, das Haus am Frauenplan, in dem Goethe viele Jahrzehnte mit seiner Familie gewohnt hat, und in dem man bis heute seine Möbel und seine Bibliothek bewundern kann. Trotz des schlechten Wetters spazierten wir durch den Park an der Ilm und besuchten das Gartenhaus, in dem Goethe während seiner ersten Weimarer Jahre gewohnt hat. Auch das Haus von Schiller ist noch erhalten und man sieht in einem Zimmer unter dem Dach seinen Schreibtisch und das Werk, an dem er zuletzt gearbeitet hatte, bevor er gestorben ist. Während des Aufenthaltes in Weimar hatten wir auch die Gelegenheit, eine Lokalzeitung zu besuchen, die „Thüringische Landeszeitung“ (TLZ). Dort lernte ich die Organisation einer Redaktion kennen und wir sprachen über die Verteilung der

Verantwortung und wie jeden Tag alle Redakteure daran arbeiten, die vielen Seiten der Zeitung mit Nachrichten und Geschichten zu füllen. Ich hatte einen großen Respekt vor ihrer Tätigkeit. Am nächsten Morgen konnten wir über unseren Besuch in der Redaktion sogar in dieser Zeitung lesen und es gab auch ein Foto von uns dazu.

Paris, die Stadt der Liebe, Traumstadt der Afrikaner, ich hatte immer davon geträumt, eines Tages den Tour Eiffel mit eigenen Augen zu sehen und auf den Champs-Élysées spazieren zu gehen. Dass ich dank der Heinz-Kühn-Stiftung die Gelegenheit dazu bekam, erfüllte mich mit großer Freude. Ich hatte viel über das Leben in Paris von Freunden gehört. Nach diesem kurzen, aber intensiven Wochenende kann ich jetzt sagen, dass sich viele Leute in Ruanda falsche Vorstellungen über Paris machen. Sie lassen sich durch die Erzählungen täuschen. Das Leben in Paris ist teuer und stressig. Ich denke, um in Paris zu leben, braucht man eine feste Basis an Wissen, Verantwortung und Kreativität. Wir hatten ein kleines Hotel in St. Denis, einem Vorort, in dem auch viele Afrikaner wohnen. Ich wusste, dass dort auch einige Landsleute aus Ruanda wohnen, und die Gespräche, die wir führten, als wir uns abends trafen, waren sehr aufschlussreich für mich. Ebenso die Erfahrung, dass ein Traum in der Wirklichkeit oft ganz anders aussieht. Persönlich ziehe ich Deutschland, mit seiner klareren Struktur und Kultur dem Leben in Paris bei weitem vor. Deutschland ist für mich mehr Europa, als Frankreich und Paris im speziellen.

7. Bei der Deutschen Welle: Eine internationale Erfahrung

Wie schon erwähnt, verfolgte ich in Ruanda oft die Sendungen der Deutschen Welle. Wie oft hörte ich: „Vous écoutez la radio internationale allemande, ici Fréjus Quenum au micron“, oder „ce magazine santé vous est présenté par Cécile Declercq“. Und nun hatte ich das Glück, sie zu sehen und mit ihnen zu arbeiten. Ein herzlicher Empfang machte mir den Einstieg leicht, meine Kolleginnen und Kollegen waren immer bereit, mir zu helfen und mir Sachen zu erklären, die ich noch nicht kannte. Und es gab viel zu lernen für mich, denn die Arbeit in einer großen internationalen Radiostation unterscheidet sich in (fast) allem, was ich aus Ruanda kannte. Meine Kollegen bei der Deutschen Welle haben mir gezeigt, dass mit dem kollegialen Geist des Teams und dem Respekt vor der Leistung anderer Journalisten und vor allem mit der ungeheuren Kreativität von allen, viel Produktives entstehen kann. Die Begriffe und das fachliche Vokabular, welches in der Französischen Afrika-Redaktion benutzt wurde, haben mir sehr gefallen. So sehr, dass ich sie selber benutzen lernte und sie nun

meinen Journalistenfreunden in Ruanda beibringen werde. Sie sind verständlich und einfach. Zum Beispiele: Enrobé, billet, air-check, atmo, tapis, news, trenner (von trennen), usw. Die Redaktionskonferenzen waren auch einfach und gut strukturiert. Die Ordnung der Themen in den Nachrichten hat mich sehr beeindruckt. Afrika zuerst, dann Deutschland und die internationalen Themen und schließlich die anderen Themen: Sport, Zeitschriften usw.

Wie alle neuen Praktikanten oder Mitarbeiter wurden wir drei Tage ausgebildet, zum Beispiel, wie das AWS (Audio-Work-Station) funktioniert. Und wir bekamen auch die Möglichkeit, Reportagen selbst zu produzieren. Auch ich habe im Laufe der Zeit eigene Themen zur Bearbeitung bekommen und diese komplett selbst produziert, was mich mit Stolz erfüllt hat. Von der Recherche, über das Ausarbeiten der Radiopapiere bis hin zur sprachlichen Ausarbeitung und der letztendlichen Sendung der Nachrichten, es war alles dabei. Deshalb möchte ich an dieser Stelle allen Mitarbeitern der Deutschen Welle für ihre Hilfe und ihr Vertrauen herzlich danken.

8. Gedanken zur Integration in der deutschen Gesellschaft

In Ruanda hat man immer Zeit und nie Stress. Wenn man etwas jetzt oder heute machen kann, kann man das auch morgen oder übermorgen machen. Man muss Geduld haben bis etwas gemacht ist. In Deutschland ist es genau das Gegenteil. In Deutschland braucht man Planungssicherheit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Man muss halten, was man verspricht.

Meine Integration in die deutsche Gesellschaft war nicht schwierig. Ich erkenne die Unterschiede an. Aber meine Kultur mit der deutschen Kultur zu verbinden, um davon eine Gesamtheit der Werte zu definieren, die für beide Kulturen günstig sind, das ist nicht einfach. Um eine französische Nonne zu zitieren, die meine Lebensphilosophie beschreibt:

„Gott, gib mir die Kraft die Dinge zu ändern, die ich ändern kann. Die Ruhe, die Dinge zu akzeptieren, die ich nicht ändern kann. Und die Weisheit, den Unterschied zu erkennen.“

Ich bin in einer Kultur aufgewachsen, in der das soziale Leben wichtiger ist, als das private Leben. Das hat viele Vorteile, denn man muss nicht fürchten, alleine zu sein. Es gibt immer jemanden, auf den man bauen kann, der einem in Notlagen hilft und der Zusammenhalt in den Familien ist etwas, auf das man sich verlassen kann. Natürlich gibt es vor allem in der Hauptstadt auch schon eine Tendenz, mehr eigene individuelle Freiheit für sich selbst zu beanspruchen, aber zum Beispiel im ländlichen Raum spielt sich das Leben wie früher in der Großfamilie ab.

Der fundamentale Unterschied in der deutschen Gesellschaft ist vielleicht der, dass die Wichtigkeit des privaten Lebens um ein Vielfaches größer ist, als das soziale Leben. Mit anderen Worten: so wichtig für einen Ruander das soziale Leben ist, so wichtig ist für den Deutschen das private Leben. In Deutschland ist diese Intimität notwendig und man hat sie zu respektieren. Niemand käme etwa auf die Idee, des Abends unangemeldet noch einen Besuch bei Freunden zu machen. Man verabredet sich per sms oder Telefon und trifft sich zur vereinbarten Uhrzeit. Manche Verabredungen bei vielbeschäftigten Menschen werden Tage oder sogar Wochen im Voraus fixiert. Außerhalb des Familien- und Freundeskreises gibt es, von den Arbeitskollegen einmal abgesehen, wenig Berührungspunkte mit den Mitmenschen. Im Fahrstuhl reicht ein knappes Kopfnicken als Zeichen der Höflichkeit aus, das Begrüßen fremder Menschen, nur weil man sich zufällig auf der Straße oder im Zug trifft, ist unüblich. Für mich als Ruander ist es hart, diese neue Kultur zu Beginn zu akzeptieren und zu begreifen. Als ich in Deutschland angekommen bin, bat ich manchmal Passanten um Hilfe, da ich die Orientierung verloren hatte. Aber die Antwort war meist: „Sorry, I don't have time, I am missing my train“, oder „kein Englisch“. Das hat mich ein wenig frustriert. Von Tag zu Tag habe ich es mehr und mehr begriffen. Die Welt wechselt und die Zeit läuft schnell, und man muss sich anpassen, andernfalls bist du verloren. Trotz allem, ich werde mein soziales Verhalten gegenüber Fremden nicht verändern. Das ist meine Kultur, so bin ich erzogen.

All meine positiven Erfahrungen, wie das strukturierte Arbeiten, die Gewissenhaftigkeit und der Wille erfolgreich zu sein, werden mir helfen meine Projekte auch in Ruanda zu verwirklichen. Auch meine Freunde und Kollegen werden davon profitieren. Wenn die Heinz-Kühn-Stiftung nicht gewesen wäre, hätte ich diese Feststellung nie machen können.

9. Danke

Zuerst danke ich der Heinz-Kühn-Stiftung für die gute und wichtige Initiative für eine bessere Welt.

Allen, die zu meiner Auswahl beigetragen haben, hier meinen herzlichsten Dank.

Ich werde mein Praktikum bei der Deutschen Welle nie vergessen. Ich bin dankbar für die Gesamtunterstützung durch das ganze Team der Französischen Afrika-Redaktion.

Ein besonderer Dank geht an Ute Maria Kilian, die mir bei allem sehr geholfen hat. Sie war immer ansprechbar und hatte immer ein offenes Ohr für all meine Probleme. Vielleicht ist das eine ihrer afrikanischen Eigen-

schaften. Dank ihrer Hilfe habe ich sogar Schwimmen gelernt. Ich hoffe, dass wir auch nach meiner Rückkehr nach Ruanda miteinander in Kontakt bleiben.